

Stephan Erfurt  
**C/O Berlin**  
Berlin

C/O Berlin ist nur ein kleines Beiboot der großen Institution hier vor Ort. Das schafft auch Vorteile. Vielleicht sind wir manchmal flexibler als große bürokratische Organisationen.

Für mein Leben war das Jahr 1999 ein ganz entscheidendes Jahr. Ich bin als Fotograf nach Berlin gekommen. 1999 wurde das Medium, das *FAZ-Magazin*, für das ich 15 Jahre ununterbrochen gearbeitet habe, eingestellt – ganz plötzlich und über Nacht. Am 30. Oktober 1999 gab es das Symposium über ein mögliches Deutsches Centrum für Photographie. Das hat eine unheimliche Auswirkung auf mich gehabt, insofern, als dort zum Ende des Symposiums, u.a. von Amanda Neville mehrmals gesagt wurde: „Wir reden alle sehr viel! Just do it – fangt einfach an!“ Und ich habe mir gedacht, vielleicht passiert das einmal im Jahre 2009, alle hoffen ja darauf, aber wir leben jetzt und heute, lasst es uns doch einfach versuchen. Und weil ich in einer Phase der Neuorientierung war, habe ich mir gedacht, dass man einfach versuchen muss, etwas zu machen.



Im Rahmen der letzten Geschichte des *FAZ-Magazins*, einer Dokumentation zum Reichstag, habe ich meine beiden Gründungspartner im Jahr 1999 kennengelernt: Ingo Pott, den Architekten und Marc Naroska, den Designer. Da stehen ja auch immer Geschichten dahinter, d.h. ganz konkret in diesem Fall bekam auch der Chefredakteur des *FAZ-Magazins* keine Sondererlaubnis für den Fotografen, dort kontinuierlich fotografieren zu dürfen. Wir haben ja immer große Bildergeschichten erarbeitet und es ging eben nicht, dass ich zu den Presseterminen mit Hunderten von Journalisten mal bei Sonne, mal bei Schnee da durchhuschen konnte. Ich traf auf einen Assistenten von Norman Foster und der hat kurzerhand organisiert, dass ich bei der Kuppelbau-Firma Waagner-Biro in Wien als Werksfotograf angestellt wurde und dann hervorragend eine große Bilderserie ganz in Ruhe machen konnte. Auch Marc Naroska war im Reichstag tätig, ein Designer, der für Thomas Mann & Company das Museum of Spaces, also Tafeln, die auf die Geschichte des Reichstages hinweisen, erarbeitet hat. Und dann kam ich auf die Idee, eine Bürogemeinschaft zu gründen. Ich bin 15 Jahre allein als Fotograf durch die Welt gefahren – es ist doch vielleicht viel spannender mit einem Designer und einem Architekten zusammen zu gehen.

Am Anfang gab es keine gemeinsamen Aufträge. Die anderen beiden waren Berufsanfänger und da haben wir - oder ich - die Chance beim Schopf ergriffen, ein erstes Projekt zu initiieren. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich heute hier stehe, denn wir arbeiten immer noch ehrenamtlich. Es sollte ein Engagement sein über unsere eigentlichen Tätigkeiten hinaus. Wie Sie wissen, arbeiten wir bis heute ohne öffentliche Gelder, aus eigener Kraft heraus. Es gab zunächst kein eigenes Projekt, aber ein Angebot aus Hamburg, eine Ausstellung „Zehn Jahre Magnum-Fotografie nach dem Mauerfall“ zu

inszenieren. In Hamburg fand sich niemand, der das ehrenamtlich umgesetzt hätte, aber in Berlin fanden sich drei Dumme – oder drei später Glückliche. Wir haben uns gesagt, wir holen das Projekt nach Berlin und setzten es hier um, damals noch mit der Agentur Focus. Ingo Pott war verantwortlich für die Ausstellungsarchitektur, Marc Naroska für das Design und ich habe mich inhaltlich zum Thema Fotografie eingebracht. Die drei ersten Ausstellungen im Postfuhramt waren Magnum, Martin Parr und Alfred Eisenstaedt. Das war der zarte Beginn. Danach mussten wir das Postfuhramt verlassen, weil die Deutsche Post das Gebäude verkaufen wollte.

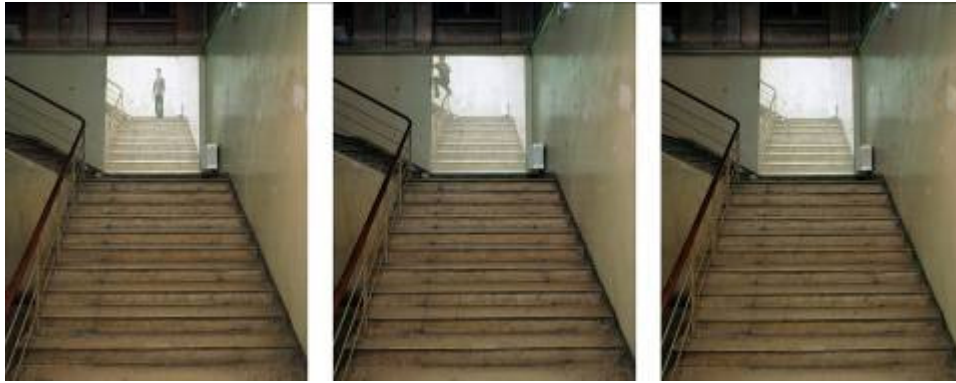


Meine beiden Partner, die eigentlich ja gar nicht so viel mit Fotografie zu tun hatten, lernten unter anderem René Burri kennen (der sie so beeindruckte, dass sie eine Tätigkeit, bei der man dabei so faszinierende Persönlichkeiten kennenlernt, gern weitermachen wollten) und so haben wir uns im Jahre 2001 einen neuen Ort gesucht. Es waren damals gerade ziemlich harte Zeiten, es war gerade 9/11. Das neue Gebäude war für eine Internet-Agentur umgebaut worden, die pleite ging, so dass wir die Chance hatten, zu günstigen Mieten hineinzugehen. Wir haben unsere Idee neben unserer eigentlichen beruflichen Tätigkeit weiterentwickelt und fortgeführt, und zwar mit einem ganzheitlichen Anspruch. Wir haben gesagt, wenn wir das machen wollen, dann zusammen und dann müssen nicht nur die Fotografieausstellungen stimmen, sondern auch das Design, die Corporate Identity und auch die Architektur. Und dieses alte Gießereigebäude war zufällig das erste eigene Gebäude, das Ingo Pott umgebaut hat. Marc Naroska hat das Leitsystem gemacht. So kam es zu der intensiveren Zusammenarbeit und von 2001 bis 2006 fanden dort die Ausstellungen statt. Diese alte Gießerei war eigentlich zu einem Bürogebäude umgebaut worden. Wir waren in unseren Berufen verhaftet. Damit so eine Organisation wie C/O Berlin funktioniert, mussten wir uns natürlich darauf konzentrieren, wie man das alles managen kann. Ingo Pott hat sein Know-how aus dem Büro Foster mit eingebracht, Team-Meetings und Partner-Meetings, so dass jeder von jedem alles weiß. Auch bei uns haben wir diese Form der Besprechungen eingeführt. Angefangen haben wir mit einer Person, heute sind es 35! Ich spreche hier also nur stellvertretend für das Team, ohne das Team wäre das gar nicht möglich. Außerdem haben wir natürlich immer auch alles dokumentiert und an einem Internet-Auftritt gearbeitet.

2006 mussten wir dann das Gebäude verlassen. Wir wurden sozusagen freundlich heraus gezwungen, weil unsere Ausstellungen einfach zu populär wurden und von zu vielen Menschen besucht wurden. Wir sind dann 2005, nach der Anton Corbijn-Ausstellung, zurück ins Postfuhramt gezogen, das mittlerweile an israelische Investoren verkauft worden war. Da ich den Kontakt zur Post nach Bonn gehalten habe, wusste ich

von diesem Verkauf. Wir haben uns an die neuen Investoren gewandt und ihnen ungefragt ein Konzept zur Zwischennutzung vor allem mit Kultur vorgestellt. Darauf sind sie eingegangen und seitdem sind wir wieder in diesem Gebäude.

Gegründet habe ich C/O Berlin, weil ich mich sehr privilegiert gefühlt habe – 15 Jahre ununterbrochener Magazin fotografie, das war schon ein echter Luxus. Ich habe dann nicht, etwa als Professor, in andere Städte gehen wollen, sondern wollte mich in der Stadt engagieren, vielleicht mit einem kleinen Raum für weniger bekannte Fotografen. Wir haben gesehen, dass die kommunalen Galerien weniger werden, dass die großen Galerien oft nur kommerziell ganz spannende Ausstellungen machten. Und ich habe mir gedacht, dass ich jungen Leuten, die gerade fertig werden mit ihrer Ausbildung, die an der Schnittstelle zwischen Ausbildung und Beruf stehen, ein Forum geben will - das sind die „Talents“. Diesen internationalen Wettbewerb machen wir nun schon mehrere Jahre. Wir schreiben immer ein Thema aus und wir fördern jedes Jahr vier Fotografen, vier Fotografinnen, aber auch vier Kunsthistoriker, d.h. Theorie und Praxis. Die Jury des letzten Jahres war Thomas Weski vom Haus der Kunst, Tim Krautscheid aus Leipzig, Felix Hoffmann, unser Kurator und Barbara Honrath vom Goethe-Institut in München. Wir haben dazu einen eigenen Katalog entwickelt. Wir sind jetzt schon beim 13. Katalog angekommen. Die „Talents“ bekommen bei uns natürlich eine große Ausstellung.



Sebastian Stumpf, der aktuell bei uns ausgestellt wird, arbeitet mit Projektionen. Weil das Gebäude teilweise denkmalgeschützt ist, dürfen wir nichts an die Wände bringen. So hat es sich hervorragend ergeben: Er hat eine Installation für unseren Ort gemacht. Mit unserem Partner, dem Goethe-Institut, senden wir die Ausstellungen von hier aus in die Welt, nach New York, nach Washington, nach Vancouver. Ich glaube, dass das eine besonders spannende Form der Förderung ist. Der Katalog schafft Nachhaltigkeit und mit dem Partner Goethe-Institut auch eine weitere Verbreitung. Wir werden auch im nächsten Jahr diese Reihe fortsetzen. Von Anfang an beschäftigte uns der Gedanke, wie man es anstellen könnte, dass nicht nur alle zur Eröffnung der „Talents“ kommen, sondern dass die Arbeiten dieser jungen Fotografen auch kontinuierlich angeschaut werden. So entstand die Idee, man zeigt bekanntere Namen. Urs Stahel aus Winterthur hat zu mir gesagt: „Wenn Du überhaupt bekannter werden willst mit Deinem Haus, Stephan, musst Du am Anfang auch einige große Namen sofort zeigen.“ Bei uns waren das dann Martin Parr und René Burri.

Bei der jetzt laufenden Ausstellung der agnès b.-Sammlung haben wir es so organisiert, dass alle unsere Besucher beim Hinausgehen durch einen letzten zentralen Raum, die „Talents“-Ausstellung, geführt werden. Und es ist wirklich so, dass Leute kommen, um sich Fotografien anzusehen, die sie schon kennen und die sie dann mehr oder weniger spannend finden, und dann aber überrascht sind von der jungen Position, die sie gar nicht erwartet hätten. Dieses Hereinlocken und anschließende Überraschen, Mit-etwas-Neuem-Konfrontieren, ist, wie ich finde, ein Ansatz, der sich lohnt. Wir haben mittlerweile über 50 große Ausstellungen gemacht, teilweise sehr bekannte Namen. Weil wir uns

komplett selbst finanzieren – wir leben unter anderem von Eintrittsgeldern – muss man auch manchmal Kompromisse machen. Intern, im Haus, ist es so gesteuert, dass die Besucher immer wieder zu den „Talents“ stoßen und nicht umhinkommen, dass wir sie freundlich zwingen, auch die jungen Positionen anzugucken.

Wir sind wieder ins Postfuhramt gezogen. Viele von Ihnen kennen es bestimmt. Wir wussten, dass wir das als Intervention machen, dass wir da nicht umbauen können, sondern lediglich eine Zwischennutzung haben. Aber wir wollten die Sprache, die wir in der Linienstraße entwickelt haben, auch fortführen.



Das ist die letzte Eröffnung gewesen, von agnès b. Es gab nicht nur Fotografien zu sehen, sondern es wurde auch Musik gespielt. Es waren DJs vor Ort. Wir versuchen auch immer, Leute aus den unterschiedlichsten Disziplinen einzuladen und so eine Art großen Treffpunkt zu machen. Wir nehmen ja für die Eröffnung keinen Eintritt. Wir glauben daran, dass, wenn die Besucher das erleben, diese Erfahrung machen, sie das dann hinaus in die Stadt tragen und wir so mehr Besucher bekommen. Aber es ist auch immer die Idee, dass man nicht nur die Fotografien zusammenbringt, sondern eben auch Musiker, Leute, die vielleicht auch an Design interessiert sind, und die Leute sich dann wiederum mischen und zusammen neue Projekte aushecken.

Wir haben von Anfang an darüber hinaus ein Kinderprogramm entwickelt. Ich selbst habe zwei Kinder und musste als Kind früher Bastelkurse machen, die ich ganz schrecklich fand. Aber wir sagen natürlich: „Wer geht später noch in Museen?“ Wir müssen gleich die Kinder dafür interessieren und das ist eben auch nicht nur Fotografie, sondern das ist das Design, Architektur, Mode, Kinderworkshops. Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren nehmen an unseren Kursen teil. Am Ende des Jahres, also jetzt wieder am 15. Dezember, machen die Kinder für ihre Eltern eine Ausstellung mit den Projekten, die sie über das Jahr erarbeitet haben. Die Kinder sind die Aktiven, die Eltern kommen und im „Talents“-Raum werden dann die Arbeiten der Kinder gezeigt. Wir suchen auch immer Paten, denn es sind auch Kinder dabei, deren Eltern sich das nicht leisten können. Es gibt Paten für einzelne Kinder und wir arbeiten mit Schulen zusammen. Das ist eben C/O Junior.

Dann gibt es bei uns das Format Lectures, das sind Künstlergespräche. Wir hatten den Wunsch, die Künstler nach Berlin zu holen. Dazu haben wir extra ein eigenes kleines Hotel in der Stadt, dessen Leiter wir überreden konnten, dass unsere Künstler dort umsonst nächtigen. Vielen Dank an das Hotel Bogotá und Herrn Rissmann. Es ist uns sehr wichtig, dass man nicht bei Freunden wohnen muss, sondern Zeit für sich hat und Zeit für die Menschen in der Stadt oder vielleicht um auch selbst weiterzuarbeiten. Unsere Anstrengung geht dahin, wirklich die Ausstellenden zu befragen, sie in die Mitte zu setzen, für jeden anfassbar. Wir nennen uns nicht umsonst „Internationales Forum für visuelle Dialoge“. Das ist ein Untertitel, den wir uns überlegt haben, weil wir versuchen wollen, sehr viel Begleitprogramm anzubieten und auch zwischen den Disziplinen zu kommunizieren.

Beispiele hierfür sind Daniel Libeskind, Kurt Weidemann, der berühmte Designer, aber natürlich auch Persönlichkeiten wie Karl Lagerfeld, Juergen Teller, Isabelle Huppert. Dann haben wir einen Forumsgedanken, d.h. unser Haus ist für alle da. Wir machen schon seit mehreren Jahren ein Projekt mit der Berlinale, d.h. junge Fotografen in der Ausbildung werden von uns begleitet und zum roten Teppich geschickt, zu den 16 Uhr-Terminen, wo die berühmten Fotografen nicht so gerne hin wollen. Die jungen Fotografen kommen dann abends zu uns, um ihre Fotos digital ins Netz zu stellen oder zu bearbeiten. Am Ende der Berlinale, am Sonntag, am letzten Tag, wird dann der Gewinner ermittelt. Dieser Wettbewerb erfreut sich immer großer Beteiligung. Manche jungen Fotografen bekommen da mit, dass das vielleicht doch nicht ihr Ding ist, denn in der Theorie sieht das immer alles so schön aus, aber in der Praxis ist es doch oft eine ganz andere Welt, die man gar nicht unbedingt haben möchte.

Ich öffne unser Haus ganz bewusst für komplett andere Veranstaltungen. Eine Ausstellung zur Sanierung der Spandauer Vorstadt war auch wieder ein Moment der Überraschung. Wir hatten über 5.000 Besucher, von denen die meisten nie in die Fotoausstellung gekommen wären, die wir aber so hineinlocken und über unser Haus informieren, und die so die Ausstellungen besuchen. Also lohnt es sich, bewusst das Haus auch für ganz andere Veranstaltungen zu öffnen, um wieder neue Liebhaber und Interessierte zu finden.

Natürlich veranstalten wir Symposien, etwa mit der *Wüstenrot*-Stiftung. Wir machen Vorträge, Buchpräsentationen etc. Ich muss ganz zart dazu sagen, dass das auch immer ein großes finanzielles Thema ist. Man muss für jede Veranstaltung Partner haben und finden. Deswegen muss ich auch ganz prosaisch von der Finanzierung reden. Kultur, Kunst kostet Geld, das wissen Sie alle, und wir haben uns ganz am Anfang schon überlegt, wenn wir eine eigene Leidenschaft haben, wenn wir sagen „Just do it! Wir wollen was machen!“, dann müssen wir uns auch von Anfang an Gedanken machen, wie wir das bezahlen. Wir können nicht ankommen und sagen: „Wir haben hier eine tolle Idee, wer gibt das Geld?“ Wir haben im Jahr 2000 ein Fünf-Säulen-System entwickelt und ich darf Ihnen verraten, dass das aktuelle Jahr 2008 das erste Jahr ist, in dem wir eine schwarze Null schreiben können, d.h. in dem sich das Haus mit komplett allen Programmen, mit allen Ausstellungen und Begleiträumen vollständig selbst trägt, nach acht Jahren. Das ist ein wunderbarer Erfolg, und da kann ich nur meinem Team danken, denn ohne das Team wäre das überhaupt gar nicht möglich. Eine wichtige Finanzierung geht natürlich über Besucher. Man muss ganz prosaisch sagen: Sex sells! Bei Bettina Rheims hatten wir Besucherrekorde, wir wissen aber auch, dass es bei anderen Ausstellungen wieder extrem weniger sind, und da muss man eben die richtige Mischung finden. Unser Haus ist durch Blut, Schweiß und Tränen gegangen. Nach dieser extremen Wachstumsphase mit dem Chaos und dem Nicht-vorbereitet-Sein – wir haben alle noch weiter unsere Berufe ausgeübt – haben wir Gilles Peress um eine Produktion für unser Haus zum Fall der Mauer gebeten. Gilles Peress ist bekannt dafür, dass er Dinge länger ausarbeitet und die dann doppelt so teuer werden, und ich bzw. wir waren einfach zu blauäugig und sind in die Falle gelaufen, konnten aber nicht mehr raus. Und da ist das Haus fast in die Insolvenz gegangen. Wir sind von der Rechtsform her eine KG. Unsere Rettung verdanken wir einem kompletten Zufall: dem Treffen mit Ingeborg Wiensowski vom *SPIEGEL* und deren Hinweis, der *SPIEGEL* suche einen Ort in der Stadt, wo die Titelbilder ausgestellt werden können, die Kunst des *SPIEGEL*. Wir bekamen den Zuschlag. Dank dieser Vermietung konnten wir mit einem verkleinerten Mitarbeiterpool weitermachen. Die Vermietung ist zum zweiten wichtigen Standbein geworden. Wir beraten aber auch immer mehr, stellen unser Know-how zur Verfügung.

Vor ein paar Wochen lief im Postfuhramt in der Turnhalle die Sebastião Salgado-Ausstellung. Andrea Illy hat gesagt, er möchte gerne die komplette Kaffee-Serie von Salgado in Berlin in der Turnhalle präsentieren, und das haben wir dann für ihn übernommen. Wenn z.B. die Körper-Stiftung von Hamburg nach Berlin kommt und ihr Hauptstadtstudio

hier einrichtet und die Sekretärinnen kommen mit den digitalen Dateien, den Negativen, dann unterstützen wir sie, diese Arbeiten zu kuratieren, zu produzieren und an die Wand zu bringen.

Sponsoring ist natürlich ein ganz großes Thema. Unsere Sponsoren sind nicht in Berlin, sondern weiter weg. Unser größter Sponsor ist die Deutsche Börse, die ja auch eine große Fotosammlung hat. Erco, Volkswagen Individual und Wall. Ich kann Ihnen ganz hoffnungsvoll sagen, auch in Zeiten, in denen in den Zeitungen so viel Schlimmes steht, haben wir gerade Besuch aus Hamburg von einem weiteren großen Sponsor bekommen, der gesagt hat, er findet das so toll, was wir in Berlin machen und würde sich ernsthaft Gedanken machen, uns im nächsten Jahr substantiell zu unterstützen. Also es geht immer noch etwas, man darf nur nicht den Kopf hängen lassen. Dann haben wir einen Verein. Sie müssen wissen, C/O Berlin ist eine KG, eine Kommanditgesellschaft: die Vermieter haben uns nur die Mietflächen gegeben, weil ich persönlich haftete. Diese persönliche Haftung ist natürlich eine Riesenbelastung. Wir bekommen dadurch auch einige Gelder nicht. Spenden kann man an eine Kommanditgesellschaft nicht und deswegen haben Freunde von uns einen Verein gegründet, die C/O's. Dieser Verein hat sich im Januar für Mitglieder geöffnet, und die Schering Stiftung war einer unserer ersten Förderer. Sie machen das Kinderprogramm, das Juniorprogramm, d.h. sie bekommen die Gelder und beauftragen uns dann mit der Durchführung. Sie machen das „Talents“-Programm. Mein größtes Ziel ist es, dass wir pro Jahr eine von Sponsoren und Besucherzahlen unabhängige Ausstellung machen können. Das ist mein größter Wunsch. In meiner Brust sind zwei Seelen. Eine inhaltliche und eine wirtschaftliche, und das ist ein irrer Kampf dazwischen. Und wenn wir das durch die Mitglieder schaffen, einmal im Jahr eine Ausstellung zu machen, dann geht ein ganz großer Wunsch in Erfüllung.

Der Verein wiederum wird auch von der Schering Stiftung und der Crespo Foundation in Frankfurt unterstützt und wir sind auch bei der Charities Aid Foundation in Amerika als gemeinnützig anerkannt. Wenn wir C/O Berlin in drei Kapitel aufteilen wollen, war das erste Kapitel „Wachstum und Chaos“. Wir wussten manchmal nicht, was mit uns passiert und wie schnell es geht. Dann kam das Kapitel „Blut, Schweiß und Tränen“ mit Gilles Peress, das uns nahe an den Abgrund führte. Mittlerweile aber merken wir, dass wir Spuren hinterlassen, was sehr schön ist. Dass wir Zeit haben, eine Vision zu entwickeln und dass es einfach Spaß macht. Denn das gibt uns Kraft. Wenn es keinen Spaß macht, kann man irgendwann nicht mehr. Die Vision ist, dass wir im nächsten Jahr ein neues Programm machen, C/O-Teens, d.h. wir wollen zusammen mit Gesamtschulen in Stadtteilen wie Wedding und Neukölln Fotokurse in der Form von Intensiv-Workshops mit Jugendlichen machen: Straßenfotografie, Porträts usw. Und wir wollen diese Bilder dann nicht etwa bei uns, sondern in den Bezirken vor Ort ausstellen, damit die jungen Leute ihre Kumpels, ihre Familie mitbringen und die Bilder gesehen werden können.



Die größte Vision ist natürlich das eigene Haus. Wir sind derzeit in einem denkmalgeschützten Gebäude, das irgendwann einmal umgebaut wird. Cindy Sherman war bei uns, hat ein großes Herz ins Gästebuch gemalt, aber leider gesagt: „No way!“. Wir haben eben nicht die Klimatechnik, die man für manche Sachen unbedingt braucht. Wir müssen auch umziehen, da wir nicht im Postfuhramt bleiben können. Das ist eine große Aufgabe, der wir uns stellen müssen. Wie schaffen wir es, umzuziehen und das, was uns jetzt ausmacht, zu behalten? Im Innenhof des Postfuhramtes ist ein neues, freistehendes Gebäude geplant, und da sollen zwei Hallen für die Kunst entstehen und wir sind natürlich sehr daran interessiert, dort einzuziehen. Ganz wichtig ist, und das möchte ich abschließend sagen: Ich bin hier nur Stellvertreter eines Teams. Institutionen leben von den Menschen, die für sie arbeiten. Ohne den Kurator Felix Hoffmann, ohne Karin Hänsler, die unsere ganzen Projekte leitet, ohne Maren Isfort hätte das Ganze sich nie so entwickelt. Die Menschen, die dahinter stehen, machen es erst lebendig.

Alle Abbildungen © C/O Berlin

## Diskussion

Ludger Derenthal (Sammlung Fotografie der Kunstbibliothek):

Stephan Erfurt hat es ja am Anfang gesagt, es ist eben kein Museum, aber auf der anderen Seite natürlich eine sehr spannende Institution, die auch für Museen einiges zum Nachahmen bereithält oder zumindest zum Nachdenken.

Frage:

Habe ich es richtig verstanden, dass Sie eine Institution sind, die ausstellt, aber keine eigenen Bestände hat?

Stephan Erfurt:

Wir sind ein kleines, flinkes Beiboot. Diese Flexibilität ist ja auch manchmal das Gute. Wir haben keine Sammlung.

Frage:

Wie kommen Sie dann an die Objekte, die Sie ausstellen? Fragen Sie die Werke bei den Künstlern selbst an?

Stephan Erfurt:

Vieles funktioniert über persönliche Kontakte. Die großen Ausstellungen sind oft Ausstellungen, die wir einfach übernehmen. Wir würden selbst gerne auch einmal kuratieren, vor allem Felix Hoffmann, aber wir sind noch auf dem Weg. Die Talents-Ausstellungen allerdings werden von uns zusammengestellt und kuratiert. Aber wir haben keine Sammlung, was eben manchmal von Vorteil ist. Wir können das gar nicht leisten. Wo sollten wir eine Sammlung lagern? Ich muss immer sagen: unsere Flexibilität ist manchmal eben auch sehr wichtig. Die Ausstellung Margaret Bourke-White lag schon im Flughafen in Rom zum Abtransport nach Amerika, als wir davon hörten und uns sagten: Diese Ausstellung war nicht in Berlin, man sollte sie einfach hier zeigen! Da haben wir die Ausstellung kurzerhand hierher geholt. Weil wir eben so klein und flexibel sind, können wir in solchen Fällen relativ kurzfristig umplanen.

Moritz Wullen (Kunstbibliothek):

Das Konzept C/O Berlin hat schon etwas Atemberaubendes. Sie kommen aus dem Nichts und haben, was die Fotoszene in Berlin anbelangt, eine ganz entscheidende Perspektive

geschaffen. Und das auch an den alteingesessenen Einrichtungen wie beispielsweise dem Martin-Gropius-Bau vorbei, der ja, ganz unausgesprochen, das größte Ausstellungshaus für Fotografie in Berlin ist. Ganz experimentell und ohne museal vorbelastet zu sein, kommen Sie auch auf ganz gescheite Ideen, wie etwa in Ihrem Haus auch mal etwas ganz anderes zu zeigen. So erschließt man sich zudem ein neues Publikum. Das ist eigentlich die simpelste Idee, die man haben kann, aber anscheinend hat sie dann doch nur einer, oder zumindest einer als erstes. Auch die Idee, wirklich ganz junge Fotokünstler, die noch gar keine richtige professionelle Form gefunden haben, einzuladen – oder die Grenzen der Kunst zu überschreiten und dann wirklich in die Street-Art zu gehen, wie bei dem Projekt, das Sie vorhaben. All das finde ich schon sehr eindrucksvoll! Sicherlich kann man sich fragen, das Thema heißt „Fotografie im Museum“, und hier redet jemand, der gar nicht im Museum ist, der hat doch keine Sammlung. Sie sind die Institution, die kein Museum ist, aber die es den Museen in gewisser Weise vormacht. Das, was Sie so erzählt haben, das muss auch etwas nachwirken, also zumindest in mir, darüber muss man schon nachdenken. Von meiner Seite aus kann ich da nur viel Glück wünschen. Ich hoffe, dass wir dann so erfolgreich mit unserer Einrichtung sind wie Sie mit Ihrer.

Stephan Erfurt:

Danke schön! Ein großes Lob für uns!

Ludger Derenthal:

Wie sieht es mit der Nachhaltigkeit aus? Sie haben gesagt, das Projekt lebt ganz von dem Engagement der Leute, die bei Ihnen arbeiten, und dass Ihr Projekt schon einmal auf der Kippe stand. Nun kann man sagen, die Museen haben ihre lange Geschichte und verändern sich trotzdem ständig. Aber bei Ihnen hat man manchmal den Eindruck, die Situation sei doch ein wenig prekärer. Wie könnte man etwas mehr in Richtung Nachhaltigkeit bei C/O Berlin arbeiten?

Stephan Erfurt:

Also, das Prekärste ist bei uns im Moment der Ort – wir sind im Postfuhramt, aber ich muss natürlich realistisch sein. Seit 2006 geht die Zwischennutzung, eine der längsten Zwischennutzungen, die es je in Berlin gab. Es passiert im Moment an dem Ort nichts. Ich gehe zwar mit den Statthaltern der Eigentümer regelmäßig Mittagessen, aber ich muss natürlich auch damit rechnen, dass irgend ein Herr vorbeikommt, der genug Geld auf den Tisch legt und sagt: „Verkauft!“, und das Postfuhramt ist verkauft! Das einzige, was ich machen kann, ist, unser Haus sehr mit der Politik zu vernetzen. Deswegen ist es sicher nicht schlecht, eine Ausstellung des Bezirks bei uns zu machen. Der Bezirk hat eine Anfrage bekommen vom Roten Rathaus, sie hätten ja so eine erfolgreiche Ausstellung initiiert, ob die auch einmal dort gezeigt werden dürfte. Also ich muss versuchen, Unterstützung aus der Politik und auch von Journalisten zu bekommen. Das ist eine große Herausforderung. Und dann mache ich mir natürlich Hoffnung, dass wir noch viel mehr Mitglieder in unseren Verein bekommen. Denn dadurch ist wirklich sichergestellt, dass wir weiterhin Ausstellungen ohne Sponsoren und unabhängig von Besucherzahlen machen und uns inhaltlich konzentrieren können. Wir haben so viele Baustellen. Wir haben die Künstler- und Sozialkasse, wir haben die Bundesrentenversicherung, das kennen Sie alles – aber wir gehen damit um. Wir sind auf einem guten Weg und wir haben viele Fans. Man muss immer wieder sagen: „People give to people“, und wenn die Menschen das ausstrahlen, dann findet man auch Unterstützer. „Menschen geben Menschen!“ – darauf baue ich, damit es mit unserer Institution weitergeht.